

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 9 (1919)

**Heft:** 31

**Artikel:** "Die Leute von Seldwyla"

**Autor:** H.B.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-640339>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

seiner Freunde legte ihm die Hand auf die Schulter. „Marquis! In diesem Aufzug! Wo denken Sie hin?“

Er sah ihn verständnislos an und ruhte nicht, bis er vor der Tür des kleinen Herzogs stand.

Jean Baptiste, der Kammerdiener, lehnte am Pfosten und verbiss Tränen.

„Er ist tot,“ sagte der Marquis.

Es war das erste, was er sprach, und dabei stand er steil aufrecht wie ein präsentierender Soldat. In seinen grauen Augen war eine seltsame, bohrende Starrheit.

Der Diener nickte schluchzend.

„Melde mich,“ herrschte de la Haie. Er sprach so laut, daß die im Flur anwesenden Leute erst recht die Hälse reckten.

Jean Baptiste zögerte noch. Er wußte sich nicht in die Lage zu finden.

Da ging die Tür des Prinzengemachs.

Die Gräfin d'Albon trat heraus. Sie war schwarz gekleidet. Ihr spitzes Gesicht sah aus, als könnte sie mit Worten Bänder zerreißen. Die eine schmale, gepflegte Hand hoch an die Tür gelegt, als ob sie jemandem den Eingang wehren wolle, sagte sie: „Sie sind zu spät, Herr Marquis de la Haie, Ihre Nähe ist nicht mehr nötig.“

„Ihre Hoheit, die Dauphine“ — versuchte der Marquis einzuhören.

„Ihre königliche Hoheit haben befohlen,“ antwortete bedeutungsvoll die hagere, große Frau. Dann trat sie ins Gemach zurück.

De la Haie wendete sich um, sein Rücken beugte sich, sein Kopf fiel vornüber, als müßte er sich wieder im Regen ducken.

Da trat Jean Baptiste an ihn heran.

„Seine letzte Frage galt Ihnen, Herr Marquis,“ flüsterte er.

De la Haie gab keine Antwort. Er ging den Weg zurück, den er gekommen war. Sein Schritt war schwer und unsicher. In seinen Augen aber war etwas feucht. Und es war nicht Regen.

Im Zimmer des Herzogs von Burgund saß die Dauphine am Totenbett. Kerzen auf silbernen Kandelabern standen am Boden und streckten ihre dünnen, weißen Wachsstäbe hoch auf, über denen der Flamme tulpenhafte Schönheit schwelte. Neben der Gattin, deren Gesicht in verborginem Schmerz zuckte, verharrte der fromme Gemahl, die Hände gefaltet, in leisem Gespräch mit dem Beichtvater. Die Dauphine verwandte keinen Blick vom Antlitz des toten Sohnes. Sie grübelte über das nach, was ihn in den letzten Augenblicken seines Lebens beschäftigt haben könnte und was wie ein zur Lösungforderndes Rätsel in seinen elfenbeinbleichen Zügen stand. Sie sah auf die geschlossenen Lider, die durchsichtige, von den schwarzen Lockenringeln noch umrieselte Stirn, auf die knapp und gerade wie ein Schnitt geschlossenen Lippen. Es war, als lebten hinter der Stirn noch Gedanken, die im Verwehen waren, als hielte der Mund ein Wort zurück. Hatte das tapfere Kind einmal



Dora Hauth: Pankraz, der Schmoller.

über sein Geschick klagen wollen? Hatte es im Leben irgend ein Geheimnis verborgen?

Die d'Albon kam herein.

Dauphin und Dauphine wendeten sich ihr zu, denn es hatte eine rauhe Stimme draußen vor der Tür die Feierlichkeit des Gemachs gestört.

„Der Marquis de la Haie,“ flüsterte die Gräfin in dem zischenden Ton, der ihr eigen war.

„Er ist wieder fort?“ fragte die Dauphine mit einer Abneigung verratenden Ungeduld.

Die Gräfin verneigte sich stumm.

Den Marquis de la Haie sah das Schloß nicht mehr. Er nahm Kriegsdienste. Die Schlacht bei Minden endete sein Schuldbezußsein, seinen Schmerz und sein Leben.

— Ende. —

## „Die Leute von Seldwyla.“

Zu Dora Hauths Keller-Bildern.

Es ist auffällig, wie wenige darstellende Künstler sich an Gottfried Kellers Werke herangewagt haben. Und doch wären sie wie keines andern Dichters Werke zur Illustrierung geeignet. Ernst Würtenberger legt dies überzeugend dar in der Gottfried Keller-Festnummer des „Basilisk“ (Literarische Wochenbeilage der Nationalzeitung). Er exemplifiziert mit dem „Grünen Heinrich“, aber ebenso gut könnte er dies tun mit den „Leuten von Seldwyla“, mit den „Zürcher Novellen“, dem „Sinngedicht“ und dem „Martin Salander“. Überall stößt der Illustrator auf eine Fülle darstellbarer Situationen, deren Umwelt zudem der Dichter mit seiner genialen Erfindungsgabe auf das eingehendste und liebevollste ausgestattet hat. Die hier vorliegenden Tuschzeichnungen Dora Hauths (Entwürfe zu Postkarten) können als Stichproben hiefür gelten.

Die Künstlerin hat sich allerdings ihre Zeichnungen nicht als Buchillustrationen, sondern als selbständige Bildchen gedacht, die ihren Stoff mit fühlbarem Griff den bekanntesten Stücken der Novellensammlung die „Leute von Seldwyla“ entnehmen. Und zwar greift sie — wie aus unseren Reproduktionen ersichtlich ist — mit Vorliebe die grotesk-humoristischen Vorstellungen und Situationen heraus, wobei sie ihrer Phantasie freie Bühne läßt.



Dora Hauth: Die drei gerechten Kammacher.

Es gereicht uns zum Vergnügen, diese „fruchtbaren Momente“ aus den „Leuten von Seldwyla“ uns zu ver- gegenwärtigen. Da ist Pankraz der Schmoller mit Estherchen, seinem Schwesternchen, beim Mittagstisch. Dieser Pankraz ist ein vierzehnjähriger Bube, verwöhnt von der schwachen Mutter; er ist stets unzufrieden mit sich und seinen Leuten, die er tyrannisiert mit seinen Launen und seinem unver- besserlichen Schmollen, das er wie ein Virtuose seine Kunst betreibt; morgens liegt er lang im Bette, liest in seinem zer- rissenen Geschichts- oder Geographiebuch und lässt sich von Mutter und Schwesternchen bedienen wie ein kleiner Indianer. Eines schönen Morgens läuft er draus und davon in die Fremde, woselbst er als Legionär durch eine schwere Schule muß, um endlich, nachdem ihn die schlimme Erfahrung mit der dummschönen Generalstochter Lydia und ein aufregendes Löwenabenteuer von seinem Schmollen befreit haben, als Oberst und gemachter Mann zurückzukehren. An sich selbst und Schwestern Regula und die früh verwitwete eigene Mutter mag Keller gedacht haben, als er seinen Pankraz schrieb. Aus seiner eigenen Jugendinnerung stammt die von Dora Hauth festgehaltene töltische Tischszene: Zwischen Pankraz und Estherchen steht die große Schüssel mit dem dicke Kartoffelbrei, den die Mutter mit brauner Butterbrühe über- gossen hat. Estherchen gräbt mit seinem runden Löffel aller- hand köstliche Stollen in das Kartoffel- gebirge und sucht die gelbe Butter auf ihre Seite zu leiten, vergreift sich wohl auch mit fühlern Löffel und mit lachenden Augen in des Bruders gefüllten Gruben, bis dieser schmollend den Löffel wegwirft, so daß die Mutter gut machen muß, indem sie die Schüssel neigt und mit ihrer eigenen Butter die Kanäle und Teiche der Kinder füllt . . .

Da ist Züs Bünzlin mit ihren famosen Berehrern, den drei gerechten Kammachern. Wem ständen sie nicht unauslöschlich in Erinnerung! Jost, der Sachse, wie er fleißig und sparsam seinen Schatz unter den Fliesen des Kammerbodens aufnet, wie er das geplättete Hemd und Vorhemd auf flacher Hand heimträgt, sich besinnt, ob er das alte noch eine Woche länger tragen will, wie er am Sonnagnachmittag mit andern Seld- wyler „Herumständern“ in den Neubauten vor dem Städtchen herumstöbert, wie er wie ein Streichholz im Bett liegt neben

den beiden Mitgesellen und einen Purzelbaum schlägt im Bett, das ihm allein gehört usw. Dann kommt Fridolin, der Bayer, ins Haus, Jost's vollommener Doppelgänger, und kommt Dietrich, der Schwabe, der mit seinem abenteuerlichen Plane, den beiden Mitgesellen durch die Verbindung mit Jungfer Züs Bünzlin und ihrem Gültbrief den Rang abzulaufen, die zwei Burschen ganz aus dem Konzept bringt. Ja, diese Züs Bünzlin! Ein wahres Kabinettstück von Einfalt, Aufgeblasenheit und Selbstgerechtigkeit! Unvergleichlich ist Züs Bünzlin's lackierte Lade mit den hundert Siebenfachen darin, z. B. dem Kirschkern mit dem darauf geschnittenen Leiden Christi, und der chinesische Tempel auf ihrer Kommode und die kunstvolle Seifengalerie und die Bücherei mit dem „Erbauungsbuch auf alle Tage des Jahres für denkende Jungfrauen“ u. c.! Dora Hauths Bildchen erzählt uns davon, wie Züs die drei zudringlichen Werber mit sanfter Ge- bärde in Abstand hält. Sie macht im stillen mit sich aus, wie sie den jüngsten und flinksten, aber bargeldlosen Gesellen beim entscheidenden Wettkonkurrenz hintanhalten könne. Ihre verblühte Schönheit läßt nicht ahnen, welch verführerischen Ränkespiels sie fähig ist und daß sie zuletzt selber das Opfer ihres feinen, zu feinen Spieles wird.

Mit kostlicher Sicherheit hat die Künstlerin dagegen die entscheidende Situation, die „merkwürdige Wendung“, der Novelle „Der Schmied seines Glückes“ getroffen. Dem ungeschickten Glücksschmied John Rabys zeigt der glückliche Adam Lithumlei den munteren Stammhalter, der seinerseits mit vielsagendem Augenaufschlag den verblüfften, aus allen Glückshimmeln gefallenen „Adoptivbruder“ begrüßt, während die „Dame mit dem angebissenen Dörtschen“ ganz unschuldig im weichen Wochenbett schlummert.

Weniger zutreffend behandelt der vierte Entwurf die Schlussituation der Meisternovelle „Kleider machen Leute“. Der falsche polnische Graf ist auf jener so glorreich begonnenen und dann so schamhaft endenden Fastnachts-Schlittenfahrt durch den boshaften Nebenbuhler Böhi entlarvt worden. Er hatte sich todunglücklich aus dem Kreise der Lacher, Spötter und von der Seite des in Scham erstarrten Nettchens weggeschlichen, um draußen im Winterwalde den Tod zu suchen. Nettchen, aus ihrer Erstarrung erwacht, fährt ihm nach mit dem Schlitten, findet ihn im Schnee liegen, rettet



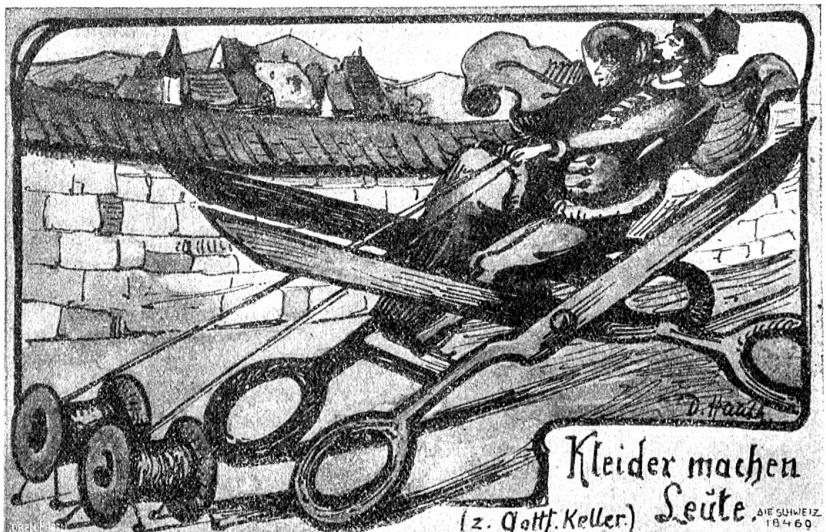
Dora Hauth: Der Schmied seines Glückes.

ihn, versöhnt sich mit ihm und beschließt, den Spötttern zum Troß, den Schneider zu heiraten. Wenzel Strapinski ergreift die Zügel der Pferde und „Nettchen lehnte sich so zufrieden an ihn, als ob er eine Kirchensäule wäre“. Solchermaßen fest entschlossen, zueinanderzustehen und mit eigenen Händen das Glück zu bauen, futschieren sie Seldwyla zu, allwo sie nach solennner Hochzeit sich niederlassen, ein Tuch- und Mäzegeschäft gründen, es zu Blüte bringen und den Seldwylern zeigen, was innere Tüchtigkeit ist. Die Geschichte schließt also viel positiver und wirlschaftsmäßiger, als Dora Hauths Phantasie es wahr haben will.

Überhaupt sind die „Leute von Seldwyla“ voll des schönsten und blühendsten Lebens, und hunderftach fänden darstellende Künstler hier ihre Motive. Wir erinnern nur an die Landschaft in Kellers duftendster und gefühlstieffester Novelle, in „Romeo und Julia auf dem Dorfe“. Doch möchte man dieser blühenden Romantik einen Illustrator

zum mindesten in der Währung eines Ludwig Richter oder Moriz von Schwindt wünschen. Der Schweizer Künstler, der Kellersche Poetie am reinsten und sichersten erfaßt, der auf dem Goldhintergrunde wärmtesten Fühlens all den Reichtum der Kellerschen Kleinwelt mit der gläubigen Liebe und dem fröhlichen Humor des Lebenbejahers hingemalt hätte, Albert Welti, weilt nicht mehr unter den Lebenden. Es ist eigentlich verwunderlich, daß Welti nie auf den Gedanken kam, Keller zu illustrieren. Gewiß, hätte uns sein kongenialer Zeichenstift einen auf alle Zeiten hinaus kostbaren „Grünen Heinrich“ geschenkt; klängt doch die Landschaft in seinem Bilde „Die drei Königstöchter“ die gleichen poesievollen Töne an wie die im Kapitel „Anna“ des Kellerschen Romans, und welch ein wunderbares Schatzkästchen er aus Kellers Märchen „Spiegel, das Kätzchen“ mit seinem Hexen- und Teufelspuß gemacht, das wagen wir uns aus Wehmuth nicht auszudenken!

H. B.



Dora Hauth: Kleider machen Leute.

## Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf.

Von Otto v. Greyerz. (Schluß.)

Mit Gotthelf war es anders. Er hatte sich, wie Keller, „von Anfang an entschieden unter die freissimme Fahne

gestellt“ und die Juli-Revolution mit Begeisterung begrüßt; auch bekannte er sich noch 1841 (in einem Briefe an Hagenbach) zu ihr. Aber einer politischen Partei schloß er sich nicht ausdrücklich an. Er war nicht etwa antiradikaler Parteimann in dem ausschließlichen Sinne, wie Keller eine zeitlang antikonservativer Parteimann war. In der Vorrede zu seinem politisch tendenziösesten Buche, dem *Zeitgeist* und *Bernergeist* (von 1849–51), verwahrt er sich gegen die Deutung, als bekämpfe er mit dem Radikalismus auch die ehrlichen Radikalen, „welche nicht zur Sekte gehören“. „Ihren Ansichten“, sagt er, „wenn wir sie auch nicht teilen, räumen wir ihre Berechtigung ein.“ Gegen die „Sekte“ ist das Buch geschrieben, d. h. gegen die mit dem politischen Radikalismus verbundene und verquidkte, schwer von ihm zu trennende Lebens- und Weltanschauung, welche die christliche Freiheit und damit nach seiner Überzeugung das Volksglück bedroht. Im Kampf gegen diesen Feind hat Gottthelf sich zu Ausfällen und Zwischenreden hinreißen lassen, die der Schönheit seiner Werke oft Abbruch tun; auch hat er seine Unschuldigungen mehr als billig verallgemeinert. Aber auch Keller hat diesen Gefahren eines kämpferischen Geblüts nicht immer obgesiegt; seine politischen Zeit- und Streitgedichte (*Apostatenmarsch*, *Lied vom Schuft*, *Jesuitenzug* und dergleichen) atmen unversöhnlichen Partegeist, und die Verhöhnung der reformerischen Predigt im „Verlorenen Lachen“ ist von dem possehaften Zug nicht freizusprechen, den Keller an den satirischen Charakterzeichnungen Gotthelfs verpönte. Vor größeren Entgleisungen allerdings bewahrte den Zürcher Dichter ein geläuterter künstlerischer Geschmack, wie er dem viel naiver schaffenden Gotthelf abging. Beide waren durch ihr leidenschaftliches Temperament der Versuchung zu parteilicher Subjektivität ausgesetzt; wenn aber einer von ihnen das Zeugnis einer rüdhaftlosen Enthüllung seines Innern, ja den Vorwurf einer zu weit getriebenen Ehrlichkeit verdient, so ist es Jeremias Gotthelf. Er war so wenig „zugelöpfster Pfarrherr“, daß man aus seinen Schriften den ganzen Menschen mit all seinen Menschlichkeiten glaubt herauslesen zu können. Niemals hat er die pfarrherrliche Würde herausgelehrt oder zu wahren gesucht. Im Gegenteil, er warf sie jeden Augenblick hin, weil er sie jeden Augenblick wieder an sich nehmen konnte. Wann hätte seit Sebastian Sailer



Dora Hauth: Spiegel, das Kätzchen.